

Rom und Europa in dichterischer Schau und Gestaltung

In einer der letzten Szenen von Strindbergs „Kronbraut“ steigt plötzlich über einer unheimlichen Winterlandschaft eine Kirche auf. Gewaltig hebt sich die graue Silhouette vom düsteren Hintergrunde, und wie das Geheimnis einer andern Welt schwebt sie über dem eisigen See. Von dieser Kirche sagt der Fischer, daß sie einst furchtbar entweiht worden und darauf geschlossen und öde gelegt; „und dann sank sie in die Erde, und fünfzehn Ellen Wasser stieg über die Spitze der Turmzinne. Und jetzt hat der See viel hundert Jahre gewaschen und gewaschen, aber so lange Mühlvolk und Mordlinge [d. h. etwa reich und arm] streiten, kann das Gotteshaus nicht rein werden. Nur jeden Oftermorgen, wo der Erlöser aus dem Grabe auferstand, steigt die Kirche aus dem See, und wer sie erblickt, der hat für das Jahr Frieden.“

Diese schulddüstere und doch von Erlösung ahnungsreich durchwitterte Szene eines Märchenspiels ist tiefe Symbolik der Zeit. Es ist winterlich um uns geworden, und kalt weht es über eisige Flächen. Schwarze Nacht droht mit Gespenstern aus undurchsichtigen Hintergründen. Aber von Zeit zu Zeit geht ein Leuchten über die Welt, und dann erscheint die alte Kirche, die von der Menschheit so furchtbar entweihte, die von ihr verlassene und öde gewordene, und wer sie ansieht, der fühlt einen Augenblick wenigstens Frieden....

Geradezu spukhaft dieses plötzliche Aufsteigen der alten Kirche. Da sitzen ein paar Politiker zusammen und kommen nach dem Gerede der Parlamente zu ernsterer Besinnung. Nation und Europa, das ist der Kern ihrer Gedankengänge. Wer wird sie zusammenbringen, den völkischen Wortanjäger und den Menschheit flüsternden Pazifisten? ... Stumme Verlegenheit, Nacht und Dunkel. Aber da erscheint die alte Kirche. Sie hat es einmal gelöst: Deutschland und Europa ... Sozialismus und Individualismus, Karl Marx und Max Stirner, wer wird sie jemals vereinigen? Eisig ist der See, und unheimlich drohen die Tiefen. Und wieder steigt Rom empor. Hat es nicht auch hier den Schlüssel? Recht und Liebe, Herrschen und Dienen, Himmel und Erde, schlossen sie nicht in ihr den Bund? Philosophen streiten miteinander. Der eine kam von Königsberg und hatte Kant gefeiert, der andere von Köln, wo man das Jubiläum des hl. Thomas von Aquin begangen. Es geht um dies, es geht um das, und nachdem Stunden vergangen und sich die Probleme bis ins Unauflöslliche verschlingen, leuchtet auf einmal vor den müden Augen der Strom einer Tradition, die von Jahrhundert zu Jahrhundert flutet. Die Ahnung von der tiefen Verbundenheit aller großen Genien der Menschheit bligt auf, und siehe da, schon wieder steht über einem eisigen See die geisterhafte Gestalt der alten Kirche. ... Vertreter der Religionen sind zusammengekommen. Menschen voll Skepsis darunter und doch voll der Inbrunst heiliger Sehnsucht. Ein Kampffeld ist der Acker des Reiches Gottes geworden, und immer neue Gruppen wachsen wider einander. Spricht aber einer von der großen Liebe, die doch des Meisters Botschaft war, und harren alle einen Augenblick, von einer solchen Liebe bis ins Herz ergriffen, da leuchten Zinnen

an fernen Horizonten und über ihnen wie in den freien Lüften schwebend die Kuppel von St. Peter. Verworren, geängstigt, an tausend Wunden blutend, geschlagen mit dem Fluch, daß selbst guter Wille nur immer noch zerstört, weil kein gemeinschaftliches Ziel mehr, keine göttliche Idee, so lebt unser Geschlecht, bange vor sich selbst, grauend vor den Geburten seines eigenen Schoßes. Verzweifelt, nachdem selbst der Traum von der Möglichkeit verflattert, daß Revolutionen noch irgend etwas nützen können; in kalte Wohnungen gebannt, wie Sklaven zusammengepfercht, grollend und schon nicht mehr wissend, wohin mit ihrem Groll, das ist das Los von Millionen. Gewissen, fast irrsinnig vor Qual oder voll zynischen Leichtsinns, eben um der Qual zu enttrinnen, Spötter aus Religion, Genießer aus Religion, Derwische aus Religion, und doch immer unerfüllt und doch immer neu hineintollend in neue Schuld, neuen Mord, neuen Ehebruch, neuen Betrug, vergessen wollend und doch nicht vergessen könnend, wahnsinnig die Firmamente des Himmels stürmend und immer wieder wahnsinnig von ihnen zurückprallend, das ist die Innentwelt so vieler scheinbar Glücklichen unserer Tage. Wehe, wenn diese in allen Häusern und Herzen aufgespeicherte unerträgliche Not sich einmal umsetzt in bewegende Kraft! Und doch lebt als Tiefstes in dem allem die Sehnsucht nach einer neuen Welt, nach einer neuen Ordnung aller Dinge, nach einem dritten Reich oder wie man es immer nennen will. Alle Strände sind dieser Sehnsucht genommen. Es gibt kein Ideal mehr von dieser Welt, das in den letzten Jahrzehnten nicht klirrend in Scherben gegangen. Nur eines ist geblieben. Nur ein Wort hat die Zauberkraft aller Worte in sich aufgenommen und sinkt wie letzte Hoffnung und Erquickung in die Seelen, das alte Novalistwort: „Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa noch ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte. . .“

So muß man denn einräumen: Wo immer ein Mensch heute dem Chaos zu enttrinnen hofft, da steht er, ohne es auch nur zu ahnen, vor den Portalen der alten Kirche. Weil es vielen so geht, und weil dies so überraschend ist, so wirkt es wie von einer geheimen Macht planvoll veranlaßt, ja geradezu beängstigend wie ein unerklärliches Geheimnis. Man spricht von Angriffen Roms, wo doch von dergleichen nicht die Rede sein kann. Man wittert Jesuiten und Pferdefüße, wo doch die Herde Christi friedlich graszt. Man meint sich wehren zu müssen, ruft alle deutschen Götter an und den Luthergeist insbesondere, und kann es doch nicht ändern, daß man immer wieder vor Rom steht, wenn man weiter will. Und man will doch weiter, und es muß doch anders werden von Grund auf, und wie man sich wendet —, wendet man sich zum Besseren, da ist ja wieder Rom. . .

Merkwürdig wäre es, wenn diese einfachen und doch so feinen Dinge nicht auch in der Dichtung der Zeit offenbar würden. Während katholische Dichter, von einigen abgesehen, immer noch sehr scheu sind in der Formung katholischer Werte und Welten — nicht gerade ein Zeichen starker Talente, denn der Genius kennt keine Rücksichten zweiter und dritter Ordnung, er kündigt seine eigene Tiefe, die eben die Tiefe der Welt ist —, sprechen Propheten ganz anderer Lager, sozusagen die Stirne gegen uns gewandt, wahre Hymnen auf die alte Kirche. Eindrucksvolle Sätze formt der knorrige Protestant Wilhelm

Schäfer in seinem Buch „Fünf Briefe an das deutsche Volk“ über jene Jahrhunderte, in denen der Bogen der Kaisermacht sich spannte von Aachen bis Rom, alles in gewaltiger Einheit umfassend. Ganz ähnlich heißt es kapitelweise bei Frank Thieß in seinem „Geschicht des Jahrhunderts“, und er, der im Schlußteil seines Werkes jegliche Bindung ablehnt, wird doch zum Lobredner einer Zeit, die aus Bindungen heraus frei war. Alfons Paquet hatte schon in der „Delphischen Wanderung“ im Anblick des ewigen Rom in seiner seherischen Art die Worte geschrieben: „Rom ist wie eine einzige Opferschale. Jetzt sind in allen Kirchen die Gottesdienste; die Altäre funkeln, die Geistlichkeit steht in Parade im Dampf der Weihrauchkessel, im Getöse des Anrufs, im Schweigen atembeklemmender Augenblicke; und dies Gewaltige vollzieht sich heute in allen Turmhäusern und Kapellen der Welt. Die Künstler früherer Generationen kamen nach Rom, um dem Geist der Antike zu begegnen; für mich überglänzt und verdrängt in dieser Stadt die Kirche alles andere. Das Kirchliche in ihr ist der sichtbare Niederschlag einer geformten Geistesmacht, die Europa trägt, wie das Gerüst eines inneren Bestandes, und bereit ist, noch mehr als Europa zu tragen; denn in dieser Macht ist vieles, was größer erscheint als Europa; Europa, bebend und dürr geworden in den Stürmen der Zeit, beginnt dieses Geheimnis zu begreifen.“ Der Protestant in Alfons Paquet ist keineswegs tot, sammelt sogar am Bilde Roms verstärkte protestierende Kräfte, erfährt namentlich nicht jene Tiefen des römischen Katholizismus — hierin Keyserling ähnlich —, die auch eine volle Synthese mit dem weiten Osten ermöglichen, immerhin aber bleibt ihm Rom eine leuchtende Station auf dem Wege zur Zukunft der Menschheit. Diese Aussprüche sind soeben noch durch ein Wort Friz v. Unruhs vermehrt worden, das sich in seinem jüngsten Werk „Flügel der Nike“ (Frankfurter Sozietätsdruckerei 1925) findet. In einem Gespräch mit dem Freunde vor Notre-Dame in Paris äußert er, einer der stärksten Wortführer des jüngsten Deutschland: „Ach, Jacques, vor Ihrer Notre-Dame, vor Unserer Frau, vor Eurer Kirche der Maria fühle ich wieder, was wir alle verloren! Heute schreibt, malt, formt jeder wahllos das, was er aus seinem persönlichsten Ja oder Nein zur Welt irgend nur hervorholen kann. Jede Verbindung mit dem Du, jede Liebe zum andern ist abgerissen. Das Seine sucht jeder, nicht das Allgemeine! Wieviel seliger waren sie, die getragen wurden von dem gemeinsamen Strom einer Anbetung, die nicht immer neu für sich die Welt entdecken wollten, sondern einen Gott hatten in der entdeckten Welt, vor dem sie knien durften, eine Mutter des Gottes mit ihren Heiligen, die sie gestalten durften. Und die sich glücklich priesen, wenn ihre Kraft hinreichte, um in dem Chor der Hingabe eine Stimme zu sein! . . . Jacques, einmal war in Europa schon über die Verschiedenheiten von Grenze und Sprache hinaus ein Gotteserlebnis, das alle Menschen eint! Als Peter aus Amiens aufrief zum ersten Kreuzzug, um das Heilige Grab zu schützen, da verließen die Menschen zu Tausenden und Abertausenden ihre Heimat, ihre Sicherheit! Und die Heimgekehrten bauten dann dem Erlebnis ihrer mystischen Vereinigung mit dem Erlöser unsere aus maurischen Bogen und Minaretts so mächtig, so sehnüchsig wolkenhoch entwickelten Türme und Dome! Freund, war nicht die Gotik, von der Kathedrale in Coutances bis zur Kathedrale in Nischinowgorod, schon ein

heimliches Europa? Die hohen Türme in Paris und Laon, in Reims und Senlis, in Saint-Quentin und Freiburg, in Straßburg und zuletzt in Köln — waren das nicht schon Zeichen, die Vorzeichen eines neuen Reichs? . . . Da stehen wir nebeneinander, Sie, der Franzose, ich, der Deutsche! Was ist so feindlich, so verschieden in uns, daß — entwickelten wir gerade unser ursprünglich Eigenstes natürlich und wahr — wir nicht in die Harmonie einer Bruderschaft aufwachsen könnten? . . .“ Fritz v. Unruh, der einstweilen neben so schönen, doch auch so harte Worte wider Jenseits, Christentum und Kirche findet, wird einmal einsehen müssen, daß am Schluß jener Trilogie, die mit dem „Geschlecht“ begonnen wurde, Rom stehen muß, wenn überhaupt eine Lösung gefunden werden soll für alle jene Probleme, die er so blutsaftig aufgerollt.

Alle diese Dichter rufen nach Rom nicht so sehr als nach einer religiösen Macht, als vielmehr nach einer Ordnerin des Chaos. In immer neuen Wendungen sagen sie alle das Gleiche, was ein weiterer Moderner von großen Mäßen, Heinrich Mann, in seinem Büchlein „Die Wage steht“ in deutlichster Klarheit geprägt: „Die katholische Kirche war lange Inhaberin, Dach und Turm des Europa einenden Geistes. Der erweiterte Inhalt sprengte sie, nie aber fand er wieder sein Dach, noch weniger seinen Turm. Die Kirche ist der einzige organisierte Versuch der abendländischen Gesellschaft, zur Herrschaft ihren Geist zu führen, ihn höher einzusetzen als alle stoffliche Gewalt. Geist: unmittelbare Macht über jeden Europäer, das kam nie wieder. Was kam, waren Mächte, die von Stufe zu Stufe gemeiner wurden. Zwischen die, die im Namen Ehre noch Reste geistiger Bedenken bewahrten, schoben sich andere, ehrlose. Diese andern herrschen jetzt allein. Die Entgeistigung der Macht ist vollendet in eben dem Augenblick, wo Europa, um fortzuleben, nur noch eins hätte, seinen Geist. In solcher Lage gedenken manche, die ihr nicht angehören, der Kirche. . . . Keine Liebhaber des Vergangenen rufen heute sie an, wie vor hundert Jahren, am Eingang der Bürgerzeit. Zukunftsiebe ist es, sie macht uns fähig, o Kirche, selbst zu Opfern des Intellekts — und weiß Gott, das Opfer bringen wir zuletzt.“

Man wird diese Stimmen nicht überschätzen in dem Sinne, als ob nun eine Zuwanderung neuzeitlicher Dichter zum Katholizismus beginnen würde. Nein, ihre Bedeutung liegt ganz anderswo. Sie beweisen einmal, daß es doch kühne Geister unter uns gibt, die gewillt sind, zu brechen mit dem verächtlichen Schweigen oder mit der Praxis der Kolportage von erstarrten Vorurteilen. Noch mehr: Indem diese Dichter sozusagen gegen ihren Willen sprechen, gegen ihre zur Zeit noch streng verteidigte ganz andersartige Überzeugung, sind sie ein deutlicher Beweis dafür, daß sich etwas logisch Zwangsläufiges, Ideenhaftes in unserem Jahrzehnt vollzieht. Dieser ganze Prozeß hat gar nichts zu tun mit persönlicher Vorliebe, mit Romantik oder Sentimentalität, nein, er wirkt sich aus gegen dieses alles in der kühlen Notwendigkeit zwingender Ereignisse. Und eben dies gibt allen diesen Bekenntnissen einen Wert, der ihnen sonst nicht innewohnt.

Immerhin sind dies nur Bruchstücke, denen oft krause Widersprüche unmittelbar nachfolgen. Ganz anders verhält es sich indessen mit dem Gestalt gewordenen Stück Katholizismus, das sich etwa in Stefan George findet.

Wieder handelt es sich um einen Dichter, der, obwohl von katholischen Eltern stammend, heute als im Gegensatz zu dem Bekenntnis seiner Jugend stehend empfunden wird. Aber er hat es nicht hindern können, daß in ihm die heimische Landschaft lebendig blieb und das Erbe katholischer Kultur. Wiederum liegt also der Fall so, daß ein Genius verherrlicht, was er anderseits bewußt abzulehnen scheint. Das soll kein letztes Urteil über Stefan Georges persönliche Haltung der Kirche gegenüber sein. Hermann Drahn findet in seiner jüngsten Schrift „Das Werk Stefan Georges, seine Religiosität und sein Ethos“ (Ferdinand Hirt u. Sohn, Leipzig), daß der Dichter nicht Pantheist genannt werden kann, sondern dem Offenbarungsglauben treu geblieben ist, wenn er auch gleich Rainer Maria Rilke und so manchem Mystiker aus dem Gegensatz zwischen einem Gott, den er innerlich hervorbringt und von dem er doch wieder abhängig sein will, nicht herauskommt. Es geht hier überhaupt nicht um ein Werturteil über Stefan Georges Religion, insbesondere nicht um seinen Maximinkult, über den DD. Christian Beyer in Heft 5 der Sammlung, „Jugend und Religion“ (Greifenverlag, Rudolstadt) vorsichtig, vornehm und dennoch deutlich sich ausgesprochen hat. Die Art, wie Johannes Nohl im kürzlich erschienenen ersten Band der „Weltliteratur der Gegenwart“ (Hrsg. von Ludwig Marcuse, Franz Schneider Verlag-Berlin) das Empirisch-Geschichtliche in dieser Sache behandelt, bedarf unbedingt einer Ergänzung, denn es geht nicht an, diejenigen verächtlich zu machen, die mit Sören Kierkegaard das Bedürfnis empfinden, einem religiösen Genius nachzugehen, auf Schritt und Tritt, und der Idee wegen ihren Propheten zu prüfen. All dieses trete hier zurück. Ähnlich nämlich, wie man bei der hochkirchlichen Bewegung alles ausschalten kann, was subjektiver Natur ist und so gesehen eher mit Rom konkurriert als sympathisiert, und dennoch der Meinung bleiben darf, daß objektiv betrachtet eine Annäherung an die alte Kirche nicht zu leugnen ist, so auch bei Stefan George. Hermann Drahn kennzeichnet das Wesen des „Reiches“ in Georges Werk: „Es ist Königtum, charismatisches Herrschertum; nicht Gleichmacherei, keine Republik der freien Geister, kein Umschlingen von Millionen: Bindung, Befehl, Gehorsam in Wort und Tat, Maß und Gesetz, das ist das Neue, Beglückende, was das Reich, die Herrschaft für seine Auserwählten bringt. Was unsere Zeit verlor, wird wieder hergestellt; nicht nach Willkür, sondern nach dem ‚Fug‘, nicht nach menschlichem, zeitigem Gesetz, sondern nach ewig göttlichem, geistigen Gesetze.“ Darin sind deutlich katholische Wesenszüge sichtbar. Schon Gundolf hatte auf diese Beziehungen ausführlich hingewiesen, und Johannes Nohl faßt sie zusammen in dem markigen Satz: „Wie die Kirche den Dichter auch betrachten mag, den Sinn für das Menschheitliche und Typische, für das Klassische und das Organische konnte in solchem Maße, wie ihn George besitzt, nur ein katholischer Mensch in unsern Tagen mit auf die Welt bringen.“ In der Tat: Über Stefan Georges Sprache leuchtet der Brillantenglanz festlicher Kelche, in ihr formt sich die von innen so erfüllte wie beherrschte Gestalt, sie schreitet in der feierlichen Haltung katholischer Liturgie, sie erglänzt in jener Salbung und Weihe, die das Symbol des Göttlichen an der Stirne trägt. Mag man in manchen Stücken Manier und Pose zurückweisen, aber dieses alles wegen seiner Größe und Mächtigkeit verurteilen hieße kein Verständnis haben für eine Monumen-

talität, die auch einmal, z. B. in dem Jahrhundert Julius' II., Ausdruck katholischer Kultur gewesen. Wenn wir diese Erscheinungen in ihren objektiven, Werk gewordenen Werten nicht gleich einzuordnen vermögen in das Ganze unseres Weltbildes, so wäre es wohl am Plage, einmal die Frage zu stellen: Ist nicht am Ende der religiösen Haltung selber etwas verloren gegangen, daß solche Synthesen unmöglich werden? Könnte nicht die Schuld an einer gewissen Enge der Seele liegen, die sich nicht mehr zu dehnen vermag in eine Breite und Tiefe, daß auch dieser Genius darin Raum findet? Gewiß, die katholische Kirche, auch die Kirche der Pracht und der stilvollen Feierlichkeit, hat eine Kuppel, die sich über alles spannt, was die menschliche Natur an Werken und Werten hervorbringt. Aber nicht diese Kuppel in ihrer objektiven Weiträumigkeit entscheidet hier, sondern die Menschen und ihr Geist. Wölbt sie sich nicht auch in den Seelen, wohnt nicht in der eigenen Brust der gewaltige Geist vergangener Größe, so wird notwendig ein peinliches Mißverhältnis allenthalben da entstehen, wo die Natur Werke schafft, deren Würdigung ein gewisses geistiges Format einfachhin voraussetzt. Was hätte wohl Michel Angelo angefangen, wenn man einmal annehmen wollte, er würde heute unter uns erscheinen? Wie würde man vielleicht von mancher Seite das als Heidentum hinstellen, was doch ewig groß und katholisch die Decke der Sixtina schmückt.

Ungeheuere Ausblicke ergeben sich, verfolgt man diese Seite des Stefan-George-Problems weiter. Er wird doch schon angesehen als die stärkste Synthese von Deutschtum, Griechentum und Katholizismus, die wir je erlebt. Mag es ein Irrtum sein — und es sind hier große Schwächen, schon darum groß, weil sie Schwächen eines Riesen sind —, aber es ist schon ein Mythos da. Durch die ganze Breite der deutschen Literatur wirkt sich dieser Mythos aus. Unsere stärksten Wortführer leben geradezu von Stefan George. Man hat das Empfinden, daß von hier sich eine ganz neue Atmosphäre bildet, die uns Fragen, deren Hoffnungslosigkeit in der gegenwärtigen Lage einfach zur Verzweiflung drängt, auf einer höheren Ebene mit einem Male in ganz neuem Lichte sehen läßt. Die römische Frage ist für Deutschland die Frage unserer nationalen Existenz, insofern in Rom und nur noch in Rom allein geschlichtet werden kann, was in der Trennung von Rom entzweit worden. Man höre, was Johannes Nohl hier entwickelt: „Ob schon George nicht ohne Grund von Gundolf der unprotestantische Deutsche genannt wurde, der sich seit Luther geäußert habe, so finden wir doch gerade in seinem Werk die neuen Grundlagen, auf denen es über kurz oder lang zu einer Einigung zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland kommen muß. Alle politische und kulturelle Zerrissenheit unseres Vaterlandes wurde durch die Kirchenspaltung, die eins war mit der Trennung von Glauben und Wissen, verursacht, und unsere größten Patrioten von Leibniz an haben der Hoffnung auf Wiedervereinigung der getrennten Kirchen stets lebhaften Ausdruck gegeben. Da wo die Entzweiung entstanden ist und die Trennung geboren wurde, meinte Ignaz Döllinger mit dem Philosophen Franz von Baader, muß auch die Versöhnung erfolgen, muß die Spaltung zu einer höheren und besseren Einheit führen, das wäre dann die tragische Katharsis in dem großen Drama der deutschen Geschichte. Die irenischen Versuche in den verschiedenen Jahrhunderten sind alle kläglich gescheitert, und es mußte dem Tiefer Sinnenden klar werden, daß die Frage der

religiösen Organisation der Gesellschaft nur durch den schöpferischen Geist der Liebe in vorher nicht zu berechnenden Weise gelöst werden kann.“ (Ähnliches sagt Rozanov, der Russe, über die Wiedervereinigung mit dem Osten.) „Wie kein Deutscher vor ihm hat Stefan George das Wesenhafte des Katholizismus in Werk und Gestalt versinnlicht, die großen architektonischen Prinzipien der Kirche sind uns dank ihm anschaulich wie nie zuvor. Das antike Erbe, all das, was die Kirche an griechisch-römischen Substanzen bewahrte, hat er erst ins volle Licht gestellt und uns zum Gefühl gebracht, daß die Menschwerdung Gottes erst den Gipfel der antiken Religion bedeutete. Die Idee des geistigen Reiches mit seinen Lebensprinzipien Herrschaft und Dienst und die Idee der übergeschlechtlichen Liebe, die eins ist mit der sakramentalen Weihe des Eros und aller menschlichen Wirksamkeit, diese beiden zentralen Ideen Stefan Georges fundamentieren gleicherweise die katholische Kirche wie die Philosophie Platons, des großen ‚Pfaff‘, wie ihn ein mittelalterlicher Mönch einmal nannte. Bei der ökumenischen Denkungsart des Dichters kann es uns nicht wundernehmen, daß er den Protestantismus als Organisation der Eigenbrödlerei ablehnt und nur mit Grimm an seine zerstörerischen Wirkungen denkt. . .“ Überflüssig zu bemerken, daß hier der Geheimnischarakter der katholischen Kirche nur dürftig durchschimmert und der Begriff des Übernatürlichen völlig fehlt. Wir werden uns eben die notwendige Unterscheidung in die Erinnerung rufen zwischen katholischer Religion und einer von dieser Religion durchwehten oder gar architektonisch beeinflussten Kultur, welche letztere meist von Nichtkatholiken als „Katholizismus“ angesprochen wird. So aber führt es unmittelbar in das zentrale europäische Problem. In England hat vor kurzem H. Belloc über ganz ähnliche Fragen ein tiefsinniges Buch geschrieben, das einer eingehenden Würdigung wert wäre und das endet mit dem charakteristischen Wort: „Europa ist der Glaube; der Glaube ist Europa.“ Belloc ist Konvertit, George scheint eher aus der Kirche entwichen. Aber immerhin: Auf marmornen Stufen steigt hier ein von der Natur Erwählter zu einem Tempel hinauf, der doch kein griechischer Tempel ist, sondern ganz deutsch. Die Pracht eines ebenso universalen wie heimatgebundenen Menschentums kränzt sich um Säulen und Bogen. Gewiß, es ist keine katholische Kirche. Es fehlt das Geheimnis. Es fehlt die Weihe des Heiligen Geistes. Es ist alles da und doch gar nichts da, weil die Natur sich eines nicht geben kann, was man demütig empfangen muß, die Gnade von oben. Aber wenn diese Gnade die Natur voraussetzt, wenn es durchaus nicht gleichgültig ist, ob die Natursymbole des Ewigen dem spezifisch Religiösen im Katholizismus verwandt sind oder nicht, so muß man gestehen: In diesem deutsch-griechisch-katholischen Tempelbau kann alles bleiben wie es ist. Nur muß der Hohepriester kommen, nach dem Stefan George gerufen, und mag man auch fürchten, dieser Ruf sei mehr ästhetisch als religiös — was er übrigens bestimmt nicht ist, wenn etwa Hans Naumanns George-Auffassung zurecht besteht — es ist alles in allem doch der Ruf der vollendeten Natur, die gerade in ihrem Drang nach Vollendung doppelt ihre Tragik spürt:

„Zum ernststen väterlichen Angesicht
Des dreigekrönten wirklichen gesalbten,
Der hundertjährig von der ewigen Burg
Sinnabsteht: Schatten schön erfüllten daseins.“

Lassen wir die George-Gestalt, die mehr und mehr der Geheimnistuerei sich entzieht, um ihr eigentliches wahres Geheimnis schauen zu lassen, nur einmal sich auswirken durch das Geistesleben der Gegenwart. Warum soll man sich nicht der Hoffnung hingeben, es möchte einmal ein Geschlecht auf den Gedanken kommen, man müsse nun, nachdem das Gotteshaus fertig ist, doch auch sorgen, es einem echten Kultus zu übergeben, und einen Bau, der in seiner aufs Übersinnliche deutenden Festlichkeit auf ein wahrhaftes göttliches Mysterium zu warten scheint, ja geradezu in antikgroßer Einsamkeit darum trauert, jener schicksalhaften Bestimmung weihen, der ihn als Erfüllung deutscher Sehnsucht erscheinen läßt. Schon jetzt hat er in seiner so katholischen wie deutschen Struktur, mehr als hundert Leitartikel es vermögen, das Vorurteil zerschlagen, es seien deutsch und katholisch einander wesensfremd. Schon jetzt zeigt er im Naturbereich die künstlerisch einheitliche Gestalt, in die alle schaffenden Kräfte deutschen Wesens wundervoll verschlungen sind. Als eine hochragende, tief im heimatischen Boden verwurzelte und doch europäische und menschheitliche Schöpfung steht dieses Werk. Wann schwebt die Taube der Himmel herab mit dem befruchtenden Reis vom Baume der Nova creatura?

Sehr zu begrüßen ist es bei dieser Sachlage, daß die katholische Dichtung der Zeit in mehreren ihrer Vertreter in jene Problemsphäre vordringt, wo nicht nur katholische Wesensstruktur, sondern katholischer Wesensgehalt zu reichende Lösungen geben muß. Erinnert sei hier an erster Stelle an Reinhard Johannes Sorge und sein letztes Werk „Der Sieg des Christos“, eine künstlerisch-geniale Auseinandersetzung mit der Reformation; an Handel-Mazzetti, deren dichterisches Gesamtwerk eine fortlaufende Behandlung der nationalen Frage in ihrem Kernpunkt, der religiösen Frage, und zwar der Vereinigung der Konfessionen ist; an Franz Herwig mit seiner Deutschen Heldenlegende, besonders verdienstlich wegen der starken Betonung deutscher Eigenwerte, die sich wohl mit dem Katholizismus als Religion durchdringen lassen sollen, die aber keineswegs geopfert werden dürfen einem Römisch-gleich-Romanisch; an Hermann Hefele, der in seiner ganzen Art stark an Stephan George erinnert, vielleicht theoretisch das Romanische übersteigernd auf Kosten des Germanischen, das doch tatsächlich in ihm selber so herrlich lebendig ist; an Juliana v. Stockhausen und ihre Soldaten der Kaiserin, einen Maria-Theresa-Roman, in dem die letzte deutsch-europäische Großzeit aufleuchtet, und endlich und vor allem an Ilse v. Stachs „Petrus“, der an der Schwelle des Jubeljahres erscheinend, am unmittelbarsten alle diese Fragen berührt.

Es mußte ein Versuch bleiben, in die paar Akte eines Weihespieles die Gesamterscheinung der Kirche bannen zu wollen. Nennt die Dichterin selbst ihr Stück, was Dante von dem seinen nicht gewagt, eine göttliche Komödie, so erinnert dieses Wort schmerzlich daran, daß Dante eine Säkulargröße ist, die in solchem Ausmaß der Welt bis dahin nur einmal geschenkt worden. Ilse v. Stachs „Petrus“ ist aus den tiefsten Regungen unseres Zeitalters herausgewachsen. Gerade im Petrus-Paulus-Motiv, dem in der Dichtung wohl am stärksten entwickelten, zeigt sich dies am greifbarsten. Jeder Mensch trägt ja Petrus und Paulus schon in seiner Brust, das Gesetz und die Leidenschaft, die Ruhe und die Unruhe, jedem Volk ward beides gegeben in verschiedener Mischung in der Urne seines Schicksals, die ganze Menschheit muß schließlich

immerfort in ihren großen Kulturkreisen diesen letzten innerlichst dem Leben eigentümlichen Gegensatz offenbaren, daß da nämlich ein Festes ist, ein Geseß, und ein Gelöstes, Wildes, und ein ewiges Ringen zwischen beiden, dem Chaos und dem Kosmos. Der Kirche allein ward es gegeben, Petrus und Paulus im Bunde zu sehen, und dies ist schon göttlich. Paulus spricht zu Petrus: „O Tiefe der Weisheit Gottes, daß hier Petrus den Grundstein legte — und nun eben diese Kirche auf dem Felsen steht. [Es handelt sich um die Gemeinde in Rom.] Du nennst mich Paulus — eine Un-Ruhe, heiligglühend, zu Gott — so nenne ich dich Petrus — die große Ruhe — in die eingeht die Paulussehnsucht aller Welt. . .“ „Und wo die Welle, die sich kräuselt, zum Himmel springt: Warum bin ich, die Schaumgekrönte, nicht Fels — nicht Ewigkeit? . . . O Petrus! — Konnte ich lehren: Ehret die fremde Gabe, die fürstliche — die Gott dem Bruder anvertraut — und hätte nie im Abgrund der Versuchung gerechtfertigt: Gott, mein Gott, was gibst du mir das Feuer, das von der Erde in den Himmel schlägt — und meinem Bruder Petrus gibst du die Kette, die den Feuerträger an einen Felsen schmiedet. . .“

Petrus (hebt das Haupt): Habe ich nie — in meinen stillsten Stunden hinaufgelästert: Gott — was beschenkst du mich mit dieser Felsenhaftigkeit — und jene große Leuchtkraft, die ich liebe, empfängt ein andrer neben mir. . . In solcher Stunde schrieb ich an die Kirchen: Höret auf die Weisheit meines geliebten Bruders Paulus. Sie ist aus Gott.

Paulus: Die Paulus-Weisheit — an der sie deuteln — in Ephesus und in Korinth und in Colossae. . .

Petrus — mir ist, als würde es so sein bis zur Ankunft Christi: Wo eine Kirche sicher steht in Petrus —

Petrus: Da rüttelt Paulus an dem Fels — und langsam, langsam — mit dem ewigen Zeitmaß bricht eine Flamme auf und züngelt in heiliger Unrast: Gott — Gekreuzigter — enthülle mir dein Bild — du tiefverborgener Gott. . .

Paulus: Wo aber Flammen züngeln in fahlem Zauberschein und Völker rasen — da bricht ein Heimweh auf — ein Weltenheimweh: Petrus — sammle uns Schweifende — und binde uns . . . wir lösten uns vom Urgrund!

Petrus: So wird es sein bis zu der großen Ankunft. Und gesegnet und hochgebenedeit die Kirche —, die Petrus und Paulus in ihrem Schoße trägt.

Paulus: Die Ruhe Gottes und die göttliche Unruhe. . .“

Wie urgewaltig bricht doch aus der Dichtung dieser Konvertitin die große Sehnsucht des deutschen Volkes nach jener Mutter, die es einst verlassen, wie urgewaltig eben jene Weltensehnsucht, die wir heute über alle Weltteile hin weinen sehen, mag sie auch ihren Schmerz in den verschiedensten Formen bis zur wilden Raserei hin offenbaren. Der Hauptteil von Ilse v. Stachs Weihespiel endet auf dem Kalvaria der Apostelfürsten. Groß steigt über die Dichtung das Kreuz empor, das untrügliche Zeichen einer wahrhaft christlichen Kultur, die das Heil über alles stellt, die Religion über die Kultur, die Ethik über die Ästhetik, eine wesentliche Forderung katholischer Auffassung, eine wesentliche Stufenfolge katholischer Ordnung, ein Stück Struktur, das wir am Tempel Maximins trotz allem noch vermissen. . .

Es bleibt offensichtlich dem Europa von heute nur ein doppelter Weg: entweder fortschreitende Auflösung, Verfall an die Mächte des Mammons, völlige Verkümmern seiner Idee und damit unzweifelhaftes Unterliegen gegenüber dem Ansturm fremder Erdteile, die sichtbar den Kampf gegen die alte Welt begonnen haben. Oder aber: Es geht nach Kanossa. . . . Staunenswert, wie viel Menschen, die so wenig katholisch sind, wie eine Reihe von hier aufgeführten Dichtern, sich hierüber heute vollkommen klar sind. Aber natürlich, wer kennt nicht die Hemmungen? Furchtbarer als der schrecklichste Terror ist die Macht der Vorurteile, der „antirömische Affekt“, wie Karl Schmitt es ausdrückt, wenn sie einmal zu erstarrten Meinungen ganzer Schichten von Gebildeten geworden sind. Nur letzte Not zerstört sie schließlich. Europa, so sagte Oberbürgermeister Jarwick in Hannover, hat der Stimme des Papstes nicht folgen wollen, und siehe da, statt dessen hat es nun zu hören auf den Bankier. Vielleicht, daß der Gang nach Kanossa leichter wird, nachdem man vorher die Krallen der Börse gespürt. . . .

Am Schluß der „Kronbraut“, wo das Volk irr über den verschneiten See rast, nach dem Kirchweg suchend, ruft auf einmal der Fischer erschreckt: „Die Decke bricht!“ Das Volk fragt: „Wo ist der Kirchweg?“ Und der Fischer darauf: „Überall!“ Das Volk wiederum: „Wo ist die Kirche?“ Der Fischer: „Ihr steht auf ihr, ihr geht auf ihr; bald ist sie da.“ Dann erhebt sich der Schrei nach Erlösung, nachdem schon der See sein Opfer verschlungen. Und der Ruf ertönt: „Das Wasser sinkt! Das Wasser sinkt!“ Im Hintergrunde steigt die Kirche aus dem See empor über einer befriedeten Landschaft. Um den Priester sammelt sich die Gemeinde. Zuerst kommt der goldene Hahn aus den Wassern, dann das Kreuz und der Erdball, dann der Turm und die weißen Rundbogen. In einer aufgelösten D-Moll-Melodie aber singt aus der Ferne der Wassermann:

„Ich erhoffe,
Ich erhoffe,
Daß der Erlöser mir lebt!“

Friedrich Muckermann S. J.